

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Uwe Kolbe

Die Lüge

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Die Geschichte ist mehrfach erzählt worden. Als ich darauf kam, dass auch ich sie erzählen müsste, obwohl sie dem alten Muster gehorcht und ich kein Erzähler bin, war das kein besonders schöner Moment. Ich war Mitte zwanzig, und die Geschichte stand vor der Tür als ein mittelgroßer Mann. Er roch aus schmalen Mund nach Zigaretten, und ihm fehlte ein Schneidezahn. Er war doppelt so alt wie ich. Das fiel mir natürlich nicht gleich ein, als ich ihn erstaunt begrüßte und hereinbat. Aber ich konnte es leicht nachrechnen, weil ich sein Geburtsjahr wusste. Er war mein Vater.

Dass die Geschichte meine eigene ist, macht das Erzählen nicht einfacher. Immerhin muss ich nichts erfinden. Damals lebte ich als freier Komponist. Drei Jahre zuvor hatte ich die erste große Uraufführung eines eigenen Stücks erlebt. Obwohl E-Musik, machte es Furore und brachte meinen Namen in die Öffentlichkeit. Später gab mir Sebastian Kreisler, den ich schon als Schüler bewundert und früh kennengelernt hatte, die Ehre, mich zu seinem Meisterschüler an der Akademie der Künste zu ernennen. Von dem daran geknüpften Stipendium und ein paar Aufträgen lebte ich auskömmlich.

Mein Vater legte nicht einmal die Lederjacke ab. Er habe in der Stadt zu tun und in der Zeitung gelesen, ich hätte

abends ein Konzert. Ob ich ihm eine Karte zurücklegen könnte. Ich lachte: »So voll wird es schon nicht werden.« Aber ich versprach es und nuskelte noch, was das für ein schöner Zufall wäre. Schon war er wieder weg. Der Zufall war nicht schön. Ich hatte im Leben wenig von meinem Vater gehört und gesehen. Es war nicht koscher, wenn er so hereinschneite und auf günstige Gelegenheit machte. Doch der Reihe nach oder, anders gesagt, einer der möglichen Reihen.

Mit vierzehn Jahren wollte ich Biochemiker werden. Das stand fest. Mich faszinierten Prozesse, die naturgemäß jeden Tag um uns herum stattfinden, auch in uns selbst, ohne dass wir sie beeinflussen können. Ich sage nur: Proteinbiosynthese. Ich sehe noch heute vor mir, wie einfach die Vorstellungen damals waren, wie überhaupt die populäre Form der Wissenschaft, mit der ich mich im Wesentlichen allein lesend befasste, zum klaren Schema neigte. In dem Fall stand mir der Reißverschluss des Genoms vor Augen, wie er sich öffnete für die Synthese komplementärer Einfachstränge, die nicht verdrillt waren wie das originale Erbgut und als offene Matrix für die Aminosäuren dienten, aus denen später Eiweiße gebaut wurden. Es schien mir ein sehr einleuchtender und harmonischer Vorgang zu sein. Jedenfalls habe ich ihn so in Erinnerung. Ich schlage während des Erzählens nicht nach. Dazu habe ich keine Zeit. Was in der Blattzelle vor sich geht bei der Photosynthese! Las ich darüber, wurde ich selbst ein aufgeladenes Mitochondrium, prall von Lebensenergie. Alles war erleuchtet. Das kam mir in der Schule zugute. Die Schulbücher der Naturwissenschaf-

ten sagten mir selten viel Neues, wenn sie im September frisch auf dem Tisch lagen, außer in jenem Bereich, der die schönen Vorstellungen umwandelte in schöne Mathematik. Deren Idiom war mir irgendwann abhandengekommen. Ich fühle noch heute den Abschied von der Mathematik wie einen Schmerz, der mich genau in der Zeit, aufs siebzehnte Lebensjahr, zu Anfang der elften Klasse der Erweiterten Oberschule traf. Vielleicht zum Ersatz begegnete ich zur selben Zeit dem Sound, meiner eigenen Auffassung von Musik.

Auf dem Weg zur Schule überquerte ich die Stolpische Straße. Es war dieselbe, die auf dem Richtungsschild der Straßenbahn der Linie 3 stand, wenn sie aus der Revaler Straße, vom Bahnhof Warschauer Straße wegfuhr. Hier vor der Bösebrücke war die andere Endhaltestelle. Oft stand ein schmutzigeierschalener Triebwagen mit einem ebenso betrüblichen Anhänger an der Betriebshaltestelle, wenn ich halb acht hier entlangging, schnell, die Haare im Wind. Ich verlangsamte den Schritt. Der Fahrer setzte das rumpelnde Ding wieder in Bewegung nach einer tonlosen Version des Abfahrtsignals, einem kurzen Aufleuchten der runden roten Lampen neben den Türen. Es sah aus, als nähme die Bahn den Weg in die Kleingartenanlage hinein. Sie fuhr aber in die Wendeschleife, die hinter ein paar Büschen und einem Transformatorenhäuschen verborgen lag. Das war der Moment. Ich blieb auf dem Plattenweg stehen, auf dem ich allmorgendlich die Schrebergartenkolonie Feuchte Senke durchqueren musste. Erst hörte ich das Schleifen unter dem Rumpeln der Straßenbahn. Dann trat ein feiner Ton dazu und ver-

stummt wieder. Nach kurzem erneutem Schleifton ein Zweiklang, ungefähr eine Sexte. Der Grundton blieb stehen mit hörbarem Geräusch Metall auf Metall, erlosch kurz, kam wieder. Nun wurde aus dem Stahl Silber, nun schwang sich ein hoher Ton obenauf, stand in leichter Schwankung, krönte den schönen Dreiklang. Schleifen, fast Verstummen, Rumpeln des Anhängers, das letzte Viertel für den Triebwagen, Rollen der Räder, Glissando beider Schienenstränge in uneinheitlichem Intervall. Scharen von Obertönen. Der rumpelnde Wagen mit seinem anderen Gewicht gab das Echo, hinterdreinschlenkernde Koda. Schließlich nur noch das halblaute Aufjaulen der Elektromotoren, die anzogen. Jetzt hatte ich es eilig. Mit dem unwillkürlichen Lächeln, das mir die Mundwinkel hochzog, kam ich gut voran. Zwanzig Minuten später, im halbdunklen Treppenhaus der Schule, nahm ich drei der Granitstufen auf einmal. Die undeutliche Person am Geländer, die ich fast übersehen hatte, war Direktor Kahlberg. Er wendete mir sein sauertöpfisches Gesicht zu: »Zu spät, Einzweck. Kein' Zweck mehr. Es ist schon fünf Minuten nach acht. Sie haben es wieder einmal geschafft.« Unwillkürlich blieb ich stehen. Natürlich hatte er mich mit dem Kalauer angeredet. Natürlich war ich zu spät. Ich wollte weiter. Kahlberg schaute an meinen Jeans herunter. Auf den Knien die Kunstlederflicken hatten es ihm angetan. Ich hatte sie höchstpersönlich draufgesetzt und war durchaus stolz darauf. Bis kurz darunter waren die Hosenbeine hochgekrempt, und ich trug Sandalen. »Sie wissen, dass wir nichts gegen Jeans haben«, fing er doch wieder an. »Wenn sie gepflegt sind, sauber.

Mit diesen hier will ich Sie nicht noch einmal in meiner Schule sehen. Haben Sie mich verstanden?« Mir stieg das Rot in die Wangen, aber ich brummte »Okay.« Ich stapfte ins Klassenzimmer hoch, nahm das Hallo der anderen Schüler entgegen, saß die verbleibenden vierzig Minuten ab, entschuldigte mich bei der Lehrerin, die die nächste Stunde halten sollte, mir sei schlecht, und verließ rasch die Schule.

Um elf stand ich mit meinem Felleisen in Oranienburg an der Fernstraße. Das Felleisen hatte ich vom Sperrmüll. Die Bezeichnung, meinte ich, passte dazu, weil seine Deckklappe aus braunweißem Kalbfell war. Es handelte sich um einen Tornister aus dem Ersten Weltkrieg. Das Ziel meiner Tramptour hatte ich spontan gewählt. Die Adresse hatte ich einem verschlissenen Briefcouvert entnommen. Ich hatte seit drei Jahren keinen Kontakt zu meinem Vater. Auf einem Blatt aus einem Schulblock stand groß mein Ziel: Seeburg. Nach einer halben Stunde hielt jemand, der bis Neuruppin wollte. Es ließ sich gut an. Am frühen Abend stieg ich aus einem Lkw mit offener Ladefläche, einem alten H6. Ich hätte seinem ruhigen Sechszylinder gern weiter gelauscht, gehüllt in den Geruch von Diesel, Öl, Leder und Zigarettenrauch in der Kabine. Der Fahrer setzte mich direkt unterhalb des Neubaugebiets Flegel ab. Mein Vater wohnte, wie vorher schon in Neustadt am See und davor auf dem Dorf, in einem Neubau. Ich klingelte an der Haustür bei dem einzigen Schild mit zwei Namen. Der Summer ging. Im Treppenhaus roch es nach Neubau. Im zweiten Stock rechts ging eine Tür auf. »He, guten Tag, komm herein, du

bist Harry, stimmt's?«, so begrüßte mich die Frau mit dem schmalen Gesicht und dem lose aufgesteckten Haar. Gleich rief sie »Hinrich, komm mal!« in die Wohnung hinein, und mein Vater stand vor mir, die unregelmäßigen, rauchgelben Zähne unterm Schnauzbart, der Blick aus grauen Augen über Krähenfüßen. Keine Nachfrage, wie ich so mitten in der Schulwoche hierherkäme und warum. Es gab Abendbrot. Die beiden Töchter der Frau, von denen ich aus dem alten Brief wusste, waren gleich aus dem Kinderzimmer gekommen, zwei Striche in der Landschaft. Sie nahmen mich in Augenschein und fanden den Hippiestiefbruder, wie ich mich selbst einführte, interessant. Man scherzte und kicherte. Ich berichtete lang und breit davon, wie ich per Anhalter bis nach Seeburg gelangt war. Der Ruch von Abenteuer hing an mir. Es gefiel meinem Vater, das konnte ich sehen. Er war so, wie ich ihn von der letzten Begegnung her in Erinnerung hatte. Die Bewegungen fahrig, immer einen Tick zu hektisch für einen Erwachsenen. Es war nicht angenehm, darin eine Ähnlichkeit zu erkennen. Die Töchter gingen bald ins Bett. Renate, seit kurzem, wie ich erfuhr, mit meinem Vater verheiratet, zog sich gegen zehn Uhr zurück, nicht ohne uns eine zweite Flasche Wein auf den Tisch zu stellen. Der Siebzehnjährige registrierte die Diskretion und fand sie angenehm. Wir wendeten uns tatsächlich einander zu, mein Vater und ich, und begannen ein Gespräch. Etwas wie ein Gespräch. Er stellte Fragen, und ich antwortete, redete, mäanderte im Reden herum, wie es meine Art war, wenn ich gefragt wurde. Dort, wo ich herkam, bei meinem Stiefvater und meiner Mutter, da war von

meinen Angelegenheiten nicht viel die Rede. Da hielt ich sie in meinem Zimmer zurück, in meinen Papieren, bei denen ich zum Glück nicht gestört wurde. Weshalb hier auf dem Flegel in Seeburg eine Schleuse sich öffnete: Von der Schule ging es, von meiner Freundin, nach der er gleich genauer fragte, nach ihrem Herkommen, den Eltern. Ich konnte mit ihrem fußballernden Stiefvater aufwarten, mit dem mich eine starke Feindschaft verband, mit ihrer adretten Primaballerinamutter, deren erster Ehe mit einem bekannten Dirigenten Rebekka entstammte. Aufhorchen meines Vaters. Der Name des Dirigenten sagte ihm etwas. Nun legte ich los damit, dass ich selbst begonnen hatte, Musik zu schreiben, zu komponieren. Er war begeistert. Ich erzählte von meinen ersten Erfolgen, von der Bekanntschaft mit Kreisler. Das interessierte ihn erst recht. Aus mir sprudelte heraus, wie es dazu gekommen war, überhaupt alles. Nach meinem ersten öffentlichen Auftritt im Rahmen einer Vorstellung junger Komponisten im Zentralhaus hatte mich einer der Teilnehmer angesprochen, der hieß Leon. Er hatte mit einer Sängerin eigene Lieder aufgeführt. Was er mir bei dieser ersten Begegnung mitgab, ging so: »Hör bloß auf. Das nimmt ein schlimmes Ende. So hat es bei mir auch einmal angefangen.« Er war schon erwachsen. Und er meinte das natürlich als Kompliment. Es war ein richtiger Adelsschlag. Ich redete immer lauter auf meinen Vater ein: »Ich war dann zwei-, dreimal bei ihm zu Hause. Er wohnt nicht weit weg. Wir haben uns Sachen vorgespielt und auch Kompositionen und Entwürfe gegenseitig gezeigt und besprochen. Eines Tages sagte er, ein Freund wolle mich

kennenlernen. Dem hätte er etwas von mir gezeigt. Als ich hinkam, saß Kreisler bei ihm. Der große, alte Mann.« Mein Vater wollte, dass ich dessen Reaktion auf mich genauer beschrieb, und wollte auch wissen, wie er meine Arbeiten fand. »Na ja, er ist Mitte fünfzig, nicht mehr so dick wie auf früheren Fotos. War, soweit ich weiß, mal Alkoholiker. Seine Zusammenarbeit mit Heiner Alt, seine Arbeiten für das Theater überhaupt, seine letzte Oper, die nach der Uraufführung abgesetzt worden ist. Das treibt uns um, meine Freunde und mich, auf dem Schulhof. Die Interessierten, meine engeren Freunde sind alle Fans. Er hat mir nur ein paar Fragen gestellt, wie lange ich schon komponierte, was meine Eltern dazu sagten, so etwas. Zu den Sachen selbst hat er nur gesagt, sie gefallen ihm und er will was für Leon, meinen Freund, und mich tun, dass wir einem breiteren Publikum bekannt würden. Über die Akademie.« Auf die abgesetzte Oper hin regte sich etwas bei meinem Vater, er wusste davon. Er hielt das auch für keine gute Entscheidung. Man hätte mit Kreisler »anders reden sollen«, fand er: »Diese Holzköpfe wissen nicht, wie man mit Künstlern umgehen muss. In der Sache haben sie recht.« Ich fuhr auf: »In welcher Sache? Die Oper ist ein Gleichnis auf den Kalten Krieg und die Erstarrung der Verhältnisse auf beiden Seiten. Das Science-Fiction-Milieu hält Kreisler selbst nur für eine Krücke. Darüber haben wir gesprochen. Aber er weiß, dass es insbesondere bei seinen jüngeren Fans ankommt. Ich finde, das sollte bei uns zu diskutieren sein und nicht einfach verboten.« »Verboten? Was heißt verboten?«, regte sich nun mein Vater auf. »Schließlich ist eins klar,

nämlich wer die Macht im Lande hat. Es kann nicht einfach jeder, nur weil seine sogenannten Fans es gut finden, die Grundlagen des Staates angreifen.« Ich wurde lauter: »Die Macht also. Du meinst die Einheitspartei, dass die Einheitspartei die Macht hat. Das sagt mein bisschen Marxismus aber anders. Die Macht haben doch hier die Arbeiter, nicht wahr? Die Einheitspartei ist nur ein Organ, das die Interessen der Arbeiter vertritt. Wenn die Einheitspartei sich über die Klasse erhebt, liegt sie schief. Nicht nur das, sie missbraucht ihre Macht. Ihre Macht ist dann die einer Clique, und nichts sonst. Und darum geht es eben in dem Libretto von Kreisler.« »Was ihr so redet, du und deinesgleichen. Ihr wisst ja nichts. Du wärst unter den alten Verhältnissen nicht an der Oberschule, also am Gymnasium. Wenn wir nicht die Macht übernommen hätten, würden hier ringsum weiter die Junker herrschen.« Ich schaltete ab, während wir schärfer wurden, mitten im Streit. Das Wort »Klischee« sagte ich noch und dass wir das Jahr Soundso schrieben, nicht mehr die fünfziger Jahre. Dass zum Glück die Verhältnisse andere wären. Dass der Ismus stabil sei und dass man doch auf der Basis offen sein und die Zensur aufheben könnte. Er konterte: »Zensur wofür und gegen wen? Wir lassen doch alles zu, fast alles, wenn es nicht dem Gegner in die Hände spielt, wenn es nicht die alten Verhältnisse, die faschistischen, wiederherstellen will.« So redete er. Ich redete auch. Er redete wieder. Wir redeten durcheinander. Wir schrien uns an. Ich vergaß, noch während wir schnauzten, worum es ging. Wir hatten den Wein ausgetrunken und stellten die Gläser hart ab. Schließlich stöhnte er,

dass wir doch beide vom selben Kaliber seien, dass er genau sehe, wen er da zurückgelassen habe: »Ich hätte um dich kämpfen müssen.« Was für ein Spruch, dachte ich. Er zeigte mir, wo ich schlafen könnte. Seine Frau hatte die Liege in einem kleinen Zimmer bezogen. Ich war gut durchgeglüht und schlief sofort ein. Am nächsten Morgen saßen wir schweigend über einem Frühstück, das er in seiner zittrigen, nervösen Art auftrug. Er schrieb noch einen Brief an die Schule auf der Schreibmaschine, in dem er um Verständnis für den jungen Mann bat. Seine Formulierung: den jungen Mann. Er adressierte das Blatt an liebe Genossen und unterzeichnete es in seiner geschwungenen Schrift mit Genosse H. Einzweck. Am Bahnhof kaufte er mir eine Fahrkarte, drückte mir einen Geldschein in die Hand, und wir umarmten uns.

Nach einer Nacht zu Hause holte ich am Nachmittag Rebekka von der Tippsenschule ab. Es war ein liebes Wort: Tippsenschule. Wir lachten. Sie wurde dort zur Stenotypistin und Phonotypistin ausgebildet. Ich sagte auch diese beiden Wörter sehr gerne, immer wieder. Nach Augenschein bei Schulschluss lernte sie dort mit tausend anderen Mädchen gemeinsam genau das, was draufstand. Die Berufsschule stand in einer verworrenen Gegend der Stadt. Achtzig, neunzig Jahre alt, war das Gebäude ein gewaltiger, historistischer Trumm. Ich meinte bei derart von Kohle, Staub, Wetter und Ruß nachgedunkelten Gebäuden immer, sie wären von den Weltkriegern angeschwärzt, von großen, durch die Stadt jagenden Bränden. Unweit rosteten genietete Stahlbrücken über halb gepflasterten, halb sandigen Straßen. Ein alter Was-

serturm stand, teerschwarz wie von Dachpappe umwickelt, auf einer Aufschüttung. Schienenstränge wirkten wie aufgelassen. Ab und zu ratterten die stumpfgebrotten Züge darüber. Stadtbahnsteige zeugten mit ihrer Ausdehnung von früheren Ansprüchen. Jetzt wehte hier vierundzwanzig Stunden lang der eisige Ostwind, gab es Verspätungen, Warten beim Umsteigen, Warten beim Pendelverkehr, Warten von Menschen mit grauen Gesichtern. Wir fuhren rasch weg, vier Stationen mit der Stadtbahn Richtung Mitte, zu dem kahlen, aber belebteren Zentralplatz. Wir warfen die Sandalen fort und tanzten und spritzten herum im flachen Wasser des Brunnens, den alle nur die Nuttenbrosche nannten. Dann liefen wir lange durch die Stadt, in das Quartier hinauf, wo wir bei denen wohnten, von denen wir der Einfachheit halber sagten, sie seien unsere Eltern. Wir gingen Arm in Arm, knutschten einander durch die Welt, lachten. Bei Rebekkas Eltern gab es für mich kein Sein. Darum gingen wir wie immer zu mir, schliefen miteinander in meinem Zimmer, durch dessen Fenster das Zwielflicht vom Hinterhof drang. Unser Bett war meine Doppelliege, Teil der sogenannten Aussteuer, mit der meine Mutter in ihre erste Ehe gegangen war, schwedisches Stahlrohrdesign mit braunen Polstern. Unser einziges Problem war, dass Rebekka immer zur selben Zeit pünktlich zu Hause sein musste. Außer gelegentlichen, lange vorher bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater anzumeldenden Ausnahmen hatte sie um neun Uhr abends anzutreten. Sie war sechzehn. Ich empörte mich jeden Tag, jeden Abend. So führte der Weg von mir zu ihr über die Brücke von Trauer, Ohn-

macht und Wut. Es war eine Fußgängerbrücke, eine hellgrau angestrichene Stahlkonstruktion über der Schneise, in der unter uns die Stadtbahn, Schnellzüge und Güterzüge rollten. Da standen wir auch heute wieder. Sahen den Vollmond über den Brandmauern steil aufragender Hinterhäuser. Sahen kein Helles unter dem Mond. Schenkten uns den dahinwehenden Wolkenfetzen. Schauten beleuchteten Stadtbahnzügen zu, die einander entgegenfuhren und dicht aneinander vorbeiglichen, so dicht, dass der Spalt zwischen ihnen gefährlich aussah. Und das Zucken eines elektrischen Blitzes vom Stromabnehmer. Ich brachte Rebekka vor die Tür des Hauses in ihrer Straße. Ich heulte den Mond an. Ich ging unseren Weg allein zurück. Und heulte den Mond an.

Bald darauf kam eine Einladung mit der Post. In vier Wochen, zu Anfang der Sommerferien, könnte ich nach Schloss Ludwigsbaum kommen, um dort mit anderen jungen Komponisten an einem Seminar teilzunehmen. Leiten würden es Reiner Wolfsberg, der Schüler von Hanns Eisler, und Georg Jung, der Elektroniker. Als besonderer Gast war der alte Paul Dessau angekündigt. Das alles war erstaunlich. Es trug selbstverständlich den Stempel der Jugendverwaltung der Einheitspartei, trotzdem konnte ich es nicht ignorieren. Von diesen Seminaren hatte ich schon gehört, wollte ganz sicher daran teilnehmen. Es war die erste offizielle Anerkennung meiner Arbeiten nach dem Auftritt im Zentralhaus. Ich dachte mir, dass mein Vater da irgendwie die Finger im Spiel haben könnte. Das gab der Einladung einen Beigeschmack. Sie kam auch so kurzfristig. Das Schloss lag unweit von See-

burg, in seinem Einflussbereich. Doch tat ich es ab. Und wenn schon, dachte ich, wenn schon, es ist eine ganz offizielle Sache. Ist ja nicht einfach so sein Einheitsparteizeug, ist ja dieses bekannte Seminar, das sie mit guten Leuten zweijährlich dort abhalten. Gute Leute. Workshops. Arbeit mit ausübenden Musikern. Probezeit. Anleitung durch namhafte Meister. Ich schrieb gleich eine Postkarte, dass ich gern teilnehmen werde.

Mein Stiefvater gratulierte. Meine Eltern streckten das Geld für die Fahrkarte und Taschengeld für die Woche vor. Sie gaben mir so viel mit, wie mein Vater Alimento für mich zahlte. Die Woche verging wie im Flug. Singstimmen, Instrumente, Geräte zur Schallerzeugung und zu dessen Manipulation beherrschten das Schloss, seine Nebengebäude, den Park. Dort gab es auch eine große Bühne für das Abschlusskonzert. Und ein Publikum, das haute mich um. Die Sonne schien die ganze Zeit auf alles herab. Wir saßen in kleiner oder größerer Runde sooft es ging draußen, schleppten Tonbandgeräte auf die Terrassen oder saßen auf dem Rasen, in den Pausen sowieso, in denen die Gespräche nicht abrissen, im Grünen, und konzentrierten uns auf Tonreihen, auf Grenzen der Tonalität, auf formale Fragen, von denen ich noch nie gehört hatte. Namen und Beispiele ließen mir die Ohren und den Kopf schwirren: Saint-Saëns, Satie, Strawinsky, Messiaen. Manche Namen wurden geraunt, sozusagen gehandelt: Charles Ives, John Cage, Steve Reich. Ich hatte von serieller Musik bislang nur gehört, in Budapest. Wo ging diese Reise hin? Wirklich dahin, wo mein eigener diffuser Anfang, wo meine Sehnsucht nach dem Sound intuitiv

schon lag, wo ich zu suchen begonnen hatte und ebefündig zu werden begann – so war mein intensives Gefühl. Ich nahm mir meins, den Sound des Ganzen, vergaß die Details, wunderte mich nur still, was mein Vater mit alldem zu tun hatte. Der gab hier ein Blättchen heraus, eine Seminarpostille. Das Ding hieß doch wirklich »Die rote Note«. Vielfach sah ich ihn übers Gelände hasten ohne ersichtlichen Grund. Einmal liefen wir direkt ineinander, und er klagte, er müsste allein bis in die Nacht hinein redigieren, sogar die Artikel selbst schreiben, wo er doch kein Fachmann sei. Jemand nahm mich beiseite und flüsterte mir, was er und andere davon hielten. Ich konnte das nicht gut abwehren, wollte es auch nicht. Ich betonte, wie früh sich meine Eltern hatten scheiden lassen. Ich nickte zu den Vermutungen. Er wäre ein überzeugter Genosse, im Kulturbereich unterwegs, Theater, Kabarett, Liedermacher, so etwas, sagte ich. Mehr wusste ich ja nicht. Er war im Auftrag hier, das konnte man sehen. Eine andere Erklärung gab es nicht. Die Einheitspartei, ihre Unterorganisation für alles, was dort unsere Jugend genannt wurde, womit aus dem Wort ein fremdes, ein Unwort geworden war, notorisch mit dem Mehrzahlpronomen davor, sie richtete das Seminar vornherum aus. Doch durch die Person meines leiblichen Vaters war offensichtlich auch die staatliche Überwachungsbehörde vor Ort. Ich legte es als Vermutung ad acta. Das alles war für mich nur mäßig interessant. Was die an uns sogenannten angehenden Komponisten fanden, was da zu observieren war, fragten wir uns untereinander. Mein Vater tat mir leid. Ich sah ihn Sinnloses tun, von dem ich nicht

genau wusste, was es war. In diese losen Blätter, die vom Mittag an beim Essen auslagen, schaute jeder nur hinein, um zu prüfen, ob der eigene Name drinstand, und bestätigte zu finden, wie wenig die Texte und sogar die angeblichen Interviews mit den eigenen Absichten zu tun hatten. Einzig die Notationen stimmten. Das waren ja auch Fotokopien. Wo stand eigentlich das Gerät dafür? Ansonsten handelte es sich um eine Art Schülerzeitung, die größtenteils hergestellt wurde von einem erwachsenen Mann mit hagerem, ausgemergeltem Gesicht, ruhelosen Augen und gehetztem Gang. Ich hatte Mitleid.

Am Tag der Rückkehr strahlte mich meine Mutter an. Ein junger, gutaussehender, gutangezogener Mann wäre hier gewesen für mich. »Was wollte er denn?«, fragte ich. »Er war von der Stadt, von der Kultur. Er wird sich wieder melden. Sie wollen dich fördern«, antwortete sie begeistert. »Von was für einer Kultur? Vom Stadtbezirk?« »Nein, vom, wie heißt das?, vom Magistrat von Berlin.« »Interessant«, meinte ich und zog mich in mein Zimmer zurück. Wie kam das? Ging es jetzt richtig los mit der Förderung von allen Seiten? Schon zwei Tage später, Dienstag der Woche darauf, hatte er wieder bei meiner Mutter vor der Tür gestanden, irgendwann am Tag, und sie hatte ihm gesagt, wann ich meistens da wäre. Es irritierte mich. Zugleich war ich gespannt. Sie hatte nun eine Zeit mit ihm ausgemacht. Am Donnerstagnachmittag stand er dann in der Tür. Jemand, den ich »smart« nannte. Ein glatter Typ. Ja, vom Magistrat käme er, Abteilung Kultur. Ich bat ihn herein, wir saßen über Eck am Tisch in der Mitte meines großen Zimmers. Es war ein früherer Esstisch, der mit

seiner Größe für alles taugte. Meistens stand er ausgezogen da. Dann bot er die doppelte Fläche. Die lag voller Zettel und Bücher. Jetzt hatte ich ihn abgeräumt. Das verschlissene, bucklige, ausgeblichene Furnier wirkte kahl und unschön. Der Typ auf dem alten Stuhl am alten Tisch, sein helles Hemd leuchtete unterm Sakko hervor. Ich saß gespannt da, auf gute Nachrichten aus. Sie hätten von mir gehört. Mein Name sei genannt worden. Aha. Sie hätten vom Zentralhaus Informationen bekommen über einige Talente. Aha. Ich komponierte also. Ja, hm, ja. Ob ich ihm etwas zeigte, damit er sich ein Bild machen könne. Hm, ja. Ich kramte die Klemmmappe mit Abschriften hervor, die ich in Ludwigsbaum dabei gehabt hatte. Die taugte wegen Änderungen und Anstreichungen nicht mehr so viel. Ich suchte eine Weile und fand ein paar einzelne Bögen. Er nahm sie in die Hand, klappte die größeren, gefalteten auf und zu, ohne eigentlich darauf zu schauen, aber stellte ununterbrochen Fragen. Ob ich noch andere junge Künstler kennen würde. Wie ich denn so meine Freizeit verbrächte. Mit wem. Wo. Ich antwortete zögerlich, schließlich einsilbig. Mir fiel nichts ein, das besonders wäre, das etwas zur Sache beitragen könnte. Außerdem wartete ich darauf, dass er in die Arbeiten schaute und etwas dazu sagte. Abteilung Kultur. Sie würden doch keinen Trottel schicken. Er merkte es immerhin. So schnell könne er nichts sagen. Ob er das mitnehmen dürfe. Er würde es gern einem Experten zeigen. Das sei er nicht. Er wäre der Mann für den ersten Kontakt. Er würde mir auch auf einen Zettel eine Quittung schreiben. Wäre nicht nötig, erwiderte ich, nur sicher wiederbringen. Es

dauere nicht lange, meinte er, ein bis zwei Wochen. Er käme dann wieder vorbei. Hm, ja, gut, sagte ich, und weg war er mit ein paar kleinen Kompositionen, mit meinen Soundfragmenten.

Ich ging langsam ins Zimmer zurück. Darin stand das Licht, sommers wie winters dasselbe Licht, ob nun grün eingefärbt oder nicht, abends wie morgens dasselbe, mäßig hell oder mäßig dunkel, und das Nachtgrau jenseits von Schwarz gab seins dazu. Meine Stimmungen folgten dem. Sie waren laut von draußen her, wenn ich hereinstürmte, und wurden hier aus dem Flug heraus gedämpft. Der heiße Kopf kühlte ab von Fingern und Fußspitzen her. Was wird daraus werden?, fragte ich mich, ein bisschen begeistert, ein bisschen gebremst zugleich. Ob daraus was wird? Was wollen die von mir? Was kann der Magistrat, Abteilung Kultur? Sind sie diejenigen, die zu sein sie vorgeben? – Am nächsten Tag traf ich Alex und Thorsten, zwei Freunde. Wir bildeten ein Gelegenheits-trio mit Blues Harp, Gitarre und Klavier zu Sessions, bei denen wir Blues und Rock spielten, auch unsere Lieblingssongs der Beatles, der Doors, der Stones. Alles nach dem Gehör. Treffpunkt war bei Thorsten, in dessen schmalem Zimmer ein altes, allzeit gut gestimmtes Bechsteinklavier stand. Erst erzählte ich atemlos von Ludwigsbaum. In einem einzigen Schwall. Sie bremsten mich kaum, sie waren es ja gewohnt. Irgendwann kam ich auf den Magistrat, Abteilung Kultur. Alex bemerkte in seinem starken Einheimisch: »Det is die Firma, pass uff!« Ich erzählte von der seltsamen Rolle, die mein leiblicher Vater bei dem Jugendseminar dort gespielt hatte. Ich mochte

den offiziellen Namen der Veranstaltung nicht aussprechen, betonte aber, wie wenig es real mit unseren Vorurteilen zu tun hätte einerseits, andererseits aber spielte eben doch »mein Alter«, der in Seeburg das Zentralhaus der Kultur leitete, dort eine Rolle. Bisher hatten beide Freunde nur gewusst, dass ich mit einem Stiefvater lebte. In unserer Klasse waren es fünf von fünfundzwanzig, die geschiedene Eltern hatten. Während ich erzählte, ging mir irgendwie die Luft aus. Ich ertastete auf dem Klavier ein paar Blue Notes, gab ihnen Akkorde, ging ein wenig über den Südstaatenbaumwollacker und machte schließlich einen Boogie draus. Meine Partner legten auch los. Bald war unsere Stimmung wie gewohnt. Im Nu wippte und zuckte und schwitzte alles. Schließlich freuten wir uns auf die Cola aus dem Kühlschrank, schmissen uns auf bequemere Sitzmöbel und redeten noch ein wenig über unsere musikalischen Helden, über Filme und was wir mit unseren Freundinnen in den Ferien unternehmen würden, zu sechst. Alex wusste, dass sie zwei surrealistische Stummfilme mit dem jungen Dalí im Studiokino zeigten. Er würde uns Bescheid sagen.

Auf dem Weg nach Hause dachte ich wieder an den Magistrat, Abteilung Kultur. Es ließ mich nicht los. Schließlich gab ich mich der Hoffnung hin, es bedeutete etwas, ließ mich davon anfeuern. Etwas bewegte sich. Ich ging durch die klingende Nacht, unter dem Wind hin, der die Bäume zauste, neben dem Hall der eignen Schritte her, nahm das Rumpeln und Schleifen der letzten Straßenbahn mit, zwei besoffene Stimmen am Stadtbahnhof, gicksend, freundlich. Es baute sich etwas auf. Mehr Lust

als Unlust zwischen den Mietskasernen. Ich holte meine Blues Harp heraus und dehnte in einer Tordurchfahrt Töne. Ich spielte mich laut über den Bersarinplatz. Zu Hause schlief zum Glück schon alles. Ich setzte mich an den Tisch und skizzierte ein Stück, genauer einen Zirkel von Stücken, der mehrere Sphären zusammenführen würde zu einer Raummusik, zu Domen von Klang, jeder eine eigene Konfession, untereinander korrespondierend. Ich sah Räume und Farben und darin aufklingende Wörter, lateinische, griechische, hebräische, die ich mir ausdachte, wie ich überhaupt Sprachen mit nie dagewesenem Klang erfand, flirrende Muster, ganz Schmerz und ganz Liebe, Aufgehen in Welt. Was für eine hochtrabende Nacht das war. Ich nahm das Ganze mit in den Traum.